„Mensch, mach' keene Wellen."

Von Oberingenieur Herbert Müller.

Wenn der echte Berliner mit jemandem in Streit gerät und dieser anfängt, Spektakel zu machen, so behält der erstere seine unerschütterliche Ruhe, und seine ausgeglichene Persönlichkeit findet ihren überzeugenden Niederschlag in der gutmütigen Aufforderung: „Mensch, mach' keene Wellen!" — Man sieht sie förmlich im Wasser pantschen, den einen mit stiller Hingebung, den anderen mit ganz unnötigem Geräusch und Kraftaufwand, der den Nachbarn in seiner Beschaulichkeit stört.

Die Sinnfälligkeit langgewohnter Anschauung gibt dem Begriff „Welle" diese Volkstümlichkeit, die mit der Schwierigkeit des physikalischen Vorgangs in einem gewissen Widerspruch steht. Wer vom Schiff aus dem Ausstrahlen der Wellen zusieht, ist immer sicherlich gefesselt von dem eigenartigen Spiel, in dem die einzelnen Wasserteilchen mitsamt darin schwimmenden Holzstückchen, Schaumbläschen usw. auf und niedertanzen, die Wellenbewegung mitmachen und weiter geben, ohne indessen selbst ihren Standort zu verändern. Die Welle wird damit zu einem Symbol für eine Fortleitung von Kräfterscheinungen, die ohne wandernde Mittler, ohne ortsverändernde Träger erfolgt. Sie wird zum Symbol der modernen Nachrichtenübertragung, bei der ja auch nicht mehr die Originalmanuskripte, Bilder, Geldeinzahlungen tatsächlich versandt werden, sondern die ohne Verfrachter nur durch Weiterleitung unsichtbarer Kraftstöße bewirkt, daß die Nachricht, die Photographie, die Geldsendung usw., die an einem Ort richtig „aufgegeben" wird, am andern Orte richtig ankommt.

Der vorausschauende Menschengeist hatte diese symbolische Bedeutung der Welle längst erfaßt, ehe ihm in vollem Umfange klar war, welche ausschlaggebende Rolle die Welle für den Nachrichtendienst tatsächlich noch spielen sollte. Und die große Popularität, die der Rundfunk darauf „Hier Welle 1400!" gewonnen hat, wäre undenkbar, wenn nicht jeder sofort begriffen hätte, daß die Welle nicht nur ein Symbol, sondern tatsächlich das Mittel der von jeder Körperlichkeit losgelösten drahtlosen Vermittlung ist. Es ist ja so einleuchtend; eine Welle — sie pflanzt sich eben fort, ohne daß feste Teile mitwandern, genau wie die Wasserwelle über das Meer läuft, ohne daß nur ein Fingerhut voll mitwandert! So geht die Schallwellen durch das Wasser, durch die Luft, so pflanzt das Licht sich fort. Warum nicht die Elektrizität? Das ist ja gar nichts Neues!

Nichts Neues, und doch — wer kann es fassen und deuten? Wenn man den Knipser seiner Tischlampe andreht, so läuft eine Welle hinaus in die Welt! Jeder, der Detektor und Hörer hat, weiß das. Wenn der Mensch mit seinem Hochfrequenzapparat die müde Stirn oder den rheumatischen Muskel bestreicht, so bildet er einen richtigen Störungssender für seine nächste Umgebung. Die Straßenbahn, der Motor in unserer Werkstatt — kurz, wir sind getaucht in Fluten elektromagnetischer Wellen, die von den tausend menschlichen Anwendungsformen der Elektrizität ausgehen.

Man könnte erschrecken und sich vor gesundheitsschädlichen Folgen dieser Wellenfluten fürchten, wenn sie wirklich etwas Neuartiges wären. Aber was tut der Ofen, der uns im Winter durchwärmt? Ob elektrisch oder altmodisch, er durchflutet uns mit elektromagnetischen Wellen! Und das Licht, ob es aus der Glühbirne stammt oder von der Sonne? Dasselbe! Und seit man die Fluoreszenz entdeckt hat, weiß man, daß es „ultraviolette" Strahlen gibt, die kein Auge sehen kann, die von zahlreichen Mineralien ausgesandt werden. Sie alle pflanzen sich durch elektromagnetische Wellen fort, unterschieden nur durch die Wellenlänge. Die längsten sind von jener Gattung, die im Rundfunk versandt werden; sie sind in Längen von zwei Millimetern bis zu vielen Kilometern bekannt, das heißt also, daß zwischen den zwei Knotenpunkten, von denen jede einzelne Welle begrenzt ist, Millimeter, ja Meter und Kilometer liegen, die den „Wellenberg" und das „Wellental" in einem bestimmten Zeitpunkt umfassen. Freilich ist im nächsten Augenblick alles schon wieder anders, denn die elektromagnetischen Wellen haben alle die Eigenschaft, sich mit rasender Geschwindigkeit fortzupflanzen, nämlich mit etwa 300 000 Kilometern in der Sekunde. Nächst den „Hertzschen Wellen", wie man die erstgenannten nach ihrem Entdecker nennt, kommen die sogenannten „ultraroten" Wellen, jene also, die bei der Lichtbrechung durch ein Prisma „jenseits des Rot" liegen, welches das regenbogenfarbige Sonnenspektrum linksseitig begrenzt. Die längsten Abarten haben ein Drittel Millimeter Wellenlänge, zwischen ihnen und den kürzesten Hertzschen ist noch ein unerforschtes Gebiet. Das Ultrarot, das Bereich der Wärmestrahlen, geht herunter bis zu etwa 8/10 000 Millimeter Wellenlänge. Dann kommt der einzige Ausschnitt aus dem Riesenbereich dieser Wellen, den unser Auge wahrnehmen kann, also das Licht, das sich im Spektrum in jenes wundervolle Farbenband gliedert, jede Farbe vor der anderen ausgezeichnet durch andere Wellenlänge, vom Rot mit etwa 8/10 000 Millimeter angefangen bis zum Violett mit etwa 4/10 000 Millimetern, also fast genau eine Oktave. Dann kommt das dem bloßen Auge unsichtbare, aber wohlbekannte Ultraviolett bis herunter zu 7/1 000 000 Millimeter Länge. Und nach einer zweiten großen Lücke folgen endlich die ganz kurzen Wellen, die sogenannten Gammastrahlen, die erst die jüngste Wissenschaft zu meistern gelernt hat und denen wir neben unschätzbaren Fortschritten der Medizin nun nach ihrer Aufklärung auch grundlegende und grundstürzende Erkenntnisse über das Wesen der Materie, den Aufbau der Atome, die umfassende Bedeutung der Elektrizität für alles Sein verdanken.

Noch sind zwei Lücken in diesem Wellenband. Kein Zweifel, daß auch diese durch Strahlen ausgefüllt werden, die der Entdeckung harren. Was mögen sie uns bringen? Wird in dem unbekannten Feld auch die vielvermutete Psycho-Welle liegen? Jene geheimnisvolle Trägerin von Gedankenübertragungen, von hypnotischen Kräften, mit deren Entdeckung einmal tiefste und letzte Einblicke in das Arbeiten von Hirn und Nerven, in das Sein und Walten der Seele erschlossen werden?

Ob fanatisch, ob begründet — die Hoffnung, der unstillbare Drang nach Lösung des Lebensrätsels wird den Menschen nicht ruhen lassen, da die gesamte Skala der elektromagnetischen Wellen mit diesen Ausnahmen bekannt ist. Und wenn unser Gedanke von den Seelenstrahlen richtig ist, — wie recht hat dann erst der Berliner, wenn er seinem Nächsten mit der überkochenden Seele gelassen zuruft: „Mensch, mach' keene Wellen!"

Auflösung der Silbenrätsel aus voriger Nummer.

1. Delta, 2 Efeu, 3. Rhone, 4. Kolonie, 5 Lessing, 6. Ursula, 7. Gulden, 8. Edelweiß 9. Membran, 10. Alaska, 11. Naphtalin, 12. Nektar. 13. Bingen, 14 Aphrodite, 15 Ambrien, 16. Tunika, 17. Vaseline, 18. Orden, 19. Rebell.

„Der kluge Mann baut vor".

1. Liter, 2 Ardingen, 3. Gewitter, 4. Erde, 5. Neckar, 6. Henker, 7. Arsenik, 8. Ballett, 9. Eckener, 10. Niniphee, 11. Kresol, 12. Upsala, 13. Renate, 14, Zinnober, 15. Egge, 16. Bisorkation, 17. Epidemie, 18. Ibsen, 19. Niere, 20. Energie.

Lügen haben kurze Beine.

1 Graudenz, 2. Efeu, 3. Hunnen, 4. Abend, 5. Asus, 6. Su — su, 7. Melchisedech, 8. Euridike, 9. Ingolf, 10. Neckar, 11. Hekatombe, 12. Esau, 13. Raufbold.

„Geh aus, mein Herz, und suche Freud".

Geduld.

Daß nach der harten Winterszeit,
Nach Schnee und Frost und arger Pein
Es dennoch wieder Frühling wird,
Und Blumenglanz und Sonnenschein —

Du klagend Herz, du weißt es ja!
Und dennoch schaust du sehnend aus,
Ob nicht die Schwalbe Einzug hält
In ihrem Nest am Giebelhaus.

Sei stille Herz, geduldе dich fein!
Ein loser Knabe der Frühling ist,
Zieht strahlend ein in Hag und Tannen,

Er kost mit seinem Liebchen fein.
Doch so schnell er eben gekommen ist,
So zieht er treulos von dannen!

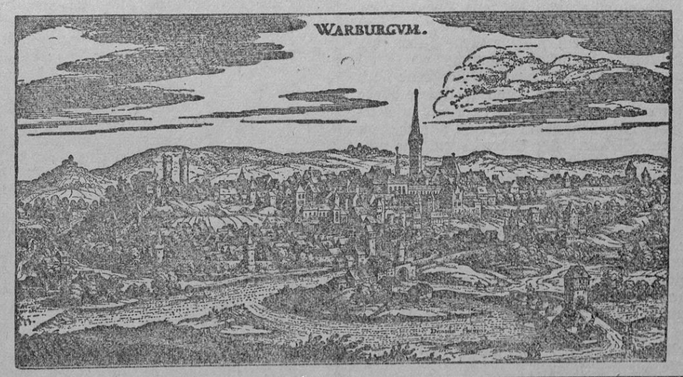
Gerhard Fließ.

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt

Erscheint zweimal wöchentlich

Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes



Geeignete Beiträge willkommen.

Nachdruck der Originalbeiträge verboten.

Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 20 | 9 März 1929 | 4. Jahrgang

König Olafs Lied

ROMAN von WOLFGANG MARKEN

UrheberrechtsSchutz durch Verlag Oskar Meister Werdau Sa.

(29. Fortsetzung.)

„Miß . . . Astor!" stammelte Willmar bestürzt.

„Ich bin es, Herr Heyden," sagte das junge Weib leise, bebend. „Der Tod hat mich nicht haben wollen. Ich lebe!"

Es dauerte geraume Zeit, ehe Heyden sich von seiner Bestürzung erholt hatte. Dann aber glitt heiße Freude über seine Züge. Mit beiden Händen faßte er ihre weiße, weiche Hand und hielt sie lange fest.

„Sie leben, Miß Astor! Wie freue ich mich! Das Schicksal ist doch manchmal gütig."

Unendlich wohl taten ihr die Worte des geliebten Mannes.

„Lassen Sie sich anschauen!" sagte Heyden mit tiefer Freude in der Stimme. „Das ist nicht mehr Milly Astor, die ich einst kannte, es ist ein anderer Mensch, der jetzt vor mir steht."

„Gefällt Ihnen der neue Mensch nicht, Herr Heyden?" fragte sie verlegen.

Da faßte er ihre Hand und küßte sie.

„Besser, viel besser, Miß Astor. Mir ist zumute, als sähe ich jetzt erst den richtigen Menschen Milly Astor, als hätten Sie vordem immer eine Maske getragen."

„Sie haben recht. Ich habe eine Maske getragen. Die Monate der Krankheit haben mich innerlich umgewandelt."

„Bleiben Sie so, wie Sie jetzt sind!" bat er herzlich. „Werden Sie es können, wenn Sie wieder in Ihre Kreise zurückkehren?"

„Ich will," sagte sie fest, „in meine Kreise nie wieder zurück. Ich habe eine Bitte an das Schicksal gerichtet. Vielleicht wird sie mir erfüllt."

Heyden sagte zum Schluß: „Wie dem auch sei, die Schuld bleibt bestehen, und ich werde dafür sorgen, daß sie abgetragen wird."

Dann begaben sie sich gemeinsam zur Abendtafel.

Als sie in das hellerleuchtete Speisezimmer traten, blieb Heyden an der Tür stehen.

Sah er richtig?

An der Tafel saß . . . Miß Astor. Er sah sie fassungslos an und begriff nicht. Die Blätter hatten doch ihren Tod gemeldet!

Er sah den lächelnden Geheimrat bestürzt an, dann wieder die schlanke Frauengestalt, die aufgestanden war und jetzt nähertrat.

Der Geheimrat hatte Sorge getragen, daß Willmars Platz neben Miß Astor war.

Die Amerikanerin fragte: „Was macht Klein-Elschen?"

Diese Frage erfreute Heyden über alle Maßen.

„Mein Kind ist wohl und munter. Es macht mir immer mehr Freude. Ich hätte es mit nach Berlin bringen sollen."

„Ja," stimmte sie ihm zu, „das hätten Sie tun sollen. Ich liebe Kinder, und Klein-Elschen habe ich besonders in mein Herz geschlossen. Wenn ich gewußt hätte, wo Sie weilen, ich hätte Sie längst einmal besucht."

Er sah sie fassungslos an. „Sie . . . wären zu mir gekommen? Sie . . . wären gekommen, auch als Sie erfahren haben, daß . . . daß der Sänger Heyden seine Stimme verloren?"

„Ja," sagte sie leise mit gesenktem Blick. „Ich habe Ihre Stimme bewundert, sie hat mich beglückt und . . . gut gemacht. Aber um den Sänger Heyden . . . um den Sänger ist es mir nie gegangen."

Willmar saß starr und bleich im Sessel. Er sah das junge Weib an, als könne er den Sinn ihrer Worte nicht begreifen.

„Sie . . . haben mir einmal . . . so gute Worte gesagt, Miß Astor," sagte er bebend mit weggewandtem Antlitz. „Ich habe damals nicht glauben können. Damals . . . war ich der Sänger Heyden. Und wenn Sie heute diese Worte sprechen müßten, Miß Astor . . . würden Sie . . ."

Er wartete bange Sekunden. Sein Herz schlug so stürmisch, daß er meinte, alle im Raume müßten die Schläge hören können.

Er wartete auf ein Wort, aber es kam nicht. Doch eine zitternde Frauenhand faßte plötzlich nach seiner Rechten und drückte sie.

Aller Augen hingen an dem schönen Manne, der bleich und zitternd am Tische saß.

Heyden erhob sich schwankend, sah das junge Weib hilflos an und verließ das Zimmer.

Stumm saßen sie am Tische und blickten einander an.

Der Geheimrat und Milly Astor hatten Heyden verstanden.

Der Geheimrat erhob sich mit einem glücklichen Lächeln. Er schritt die Stufen empor und klinkte leise die Tür von Heydens Zimmer auf.

An der Tür blieb er stehen.

Es war ihm, als weinte Heyden.

Und er hatte recht gehört. Heyden saß am Tisch und hatte die Hände an sein Antlitz gedrückt.

Der alte Mann fühlte, wie es ihm feucht in die Augen stieg.

Langsam trat er zu Heyden und legte seine Hand auf dessen Schulter.

„Freund Heyden," bat der alte Mann, „unten sitzt das Glück. Warum fliehen Sie?"

Heyden schüttelte heftig den Kopf. „Ich fliehe nicht! Nein, nein, ich will es festhalten mit diesen Armen. Aber . . . es hat mich überwältigt. Unfaßbar erscheint mir alles. Ich hatte abgeschlossen und glaubte nicht, daß alle Sehnsucht in mir noch einmal Erfüllung finden sollte. Und doch . . . soll ich nicht in die Irre gegangen sein, soll die Liebe finden, die ich suchte? Herr Geheimrat, verstehen Sie mich?"

„Und ob ich Sie verstehe, Freund Heyden! Ich freue mich mit Ihnen. Bleiben Sie mir zugetan, Heyden. Unsere Wege dürfen sich jetzt nicht trennen. Diese Frau liebt Sie, und sie wird des Bibelspruches eingedenk sein: „Wo du hingehst, da will auch ich hingehen. Sie wird Ihr Leben teilen. Sie will ja nur Ihnen zur Beglückung leben. Sie . . liebt Sie. Sie glücklicher Heyden! Jetzt kommen Sie, kommen Sie wieder zu den andern. Und sprechen Sie bald das befreiende Wort."

Heyden erhob sich.

„Ja, bald, Herr Geheimrat. Am Tag, da König Olafs Lied in der Staatsoper triumphiert, will ich den Triumph meines Herzens erleben."

„Warten Sie nicht so lange. Es sind noch acht Tage."

„Ich muß so lange warten. Vielleicht ist es töricht, aber . . . ich muß es tun."

* * *

Gemeinsam schritten sie hinunter, und als sie ins Zimmer traten, atmeten alle wie befreit auf.

Heyden nahm wieder neben Milly Astor Platz. Seine Augen strahlten, als er sie anblickte.

Leise faßte er ihre Hand und drückte sie. Ein helles Rot stieg in ihre Wangen, und sie schloß sekundenlang die Augen.

Heyden war wie umgewandelt. Ein tiefes Glück beseelte sein ganzes Wesen. Eine Fröhlichkeit war über ihn gekommen, die alle überraschte.

Er unterhielt sich mit Milly Astor in so liebenswürdiger Weise, seine Art war so herzlich, daß im Herzen des jungen Weibes beseligende Hoffnung einzog und daß sie ganz verwirrt wurde.

Rosen sah erstaunt die Aenderung, die im Wesen des Freundes vor sich gegangen war. Er erkannte ihn fast nicht wieder. Aber er freute sich innig.

* * *

Es folgte eine unvergeßliche schöne Zeit für Milly Astor. Heyden war Tag für Tag um sie, sie unternahmen gemeinsame Spaziergänge, und beglückt fühlten sie, wie ihre Herzen sich immer näherkamen.

Aber Heyden sprach nicht. Und am sechsten Tage nach Heydens Ankunft war tiefe Besorgnis in des jungen Weibes Herz eingezogen. Ein banges Gefühl, als ob sie noch unendlich weit von ihrem Glück entfernt sei, erfüllte sie.

Eines Tages sah der Geheimrat sie in Tränen.

„Kind, Kind! Was hat das zu bedeuten?" fragte er bekümmert.

„Das Warten!" gestand sie verzweifelt. „Es quält mich und nimmt mir alle Hoffnung. Ich denke, dem Glücke so nahe zu sein, und dann kommt's mir vor, als sollte ich's nie erreichen."

„Nur noch ein ganz klein wenig Geduld," sagte der alte Herr gütig lächelnd. „Morgen ist die Aufführung der Oper. Sie wissen, wie sehr Heyden mit Rosen befreundet ist. Er will den Triumph des Freundes erleben, ehe er den Triumph seines Herzens erlebt."

Da zog die Hoffnung wieder in ihrem Herzen ein.

* * *

Hauptprobe zur Oper.

Willmar saß an der Seite des Komponisten in der Loge. Das Werk beglückte ihn abermals, und er war des durchschlagenden Erfolges gewiß.

Dalbade sang den König Olaf. Die Rolle lag ihm sehr gut, aber im zweiten Akt, wo die hohe Lage dominierte, mußte der Sänger sich anstrengen.

Mara war seine Partnerin.

Heyden fand, daß ihr Gesang heute müder klang als sonst. Das Warme in der Stimme, das ihn sonst immer entzückt hatte, vermißte er bitter.

Das Orchester musizierte glänzend. Der Generalmusikdirektor, der an der Oper schier einen Narren gefressen hatte — wie sich Dalbade ausdrückte — holte alle Schönheiten der Partitur heraus, und die Musiker gingen willig mit. Lange hatten sie kein so musikfrohes Werk gespielt.

Dalbade bemerkte während der Hauptprobe plötzlich Heyden, der neben dem Komponisten saß.

Ein böser Zug erschien auf seinem Antlitz, und nach der Probe fragte er den Regisseur: „Ist Heyden mit dem Komponisten befreundet?"

Doktor Bellmann bejahte. „Sie sind das, was man gute Freunde nennt. Heyden hat durchgesetzt, daß das Werk an der Staatsoper angenommen wurde. Er hängt mit allen Fibern an dem Werke, beinahe mehr als der Komponist, der einen leidenden Eindruck macht."

„So, so! Herrn Heyden liegt also viel an dem Werk?"

„Ja, ich weiß es von dem Komponisten selber, daß er tatkräftig mitgeschafft hat. Rosen sagte, er habe es nur Heyden zu verdanken, daß seine Oper so geworden sei. Ist es drum nicht natürlich, daß Heyden das Werk halb als sein Geisteskind ansieht, daß er sich um es sorgt?"

„Natürlich, das ist verständlich," entgegnete Dalbade sehr liebenswürdig.

Als er nach seiner Garderobe schritt, lächelte er leise vor sich hin. Teuflische Freude war in ihm.

Endlich . . . endlich konnte er Heyden einmal heimzahlen, dafür, daß er ihn einst von der Höhe seines Ruhmes gestürzt hatte.

Und er wollte es, er, der Dalbade, der heute als Tenor wieder Weltruhm hatte.

* * *

Die Staatsoper war zur Premiere ausverkauft.

Heyden saß zusammen mit Rosen, dem Intendanten und dessen Gattin in der Direktionsloge.

Spranger hatte die gegenüberliegende Loge reservieren lassen und in ihr mit seiner Gattin, Miß Astor und seinem Schwiegersohn Platz genommen. Renate war ihres Zustandes wegen zu Hause geblieben.

Heydens Augen grüßten hinüber und blieben an Milly Astors Antlitz, daß ihm lieblicher denn je erschien, haften.

Dankbar erwiderte sie den Blick.

Der Gong ertönte. Dunkel breitete sich im Raume aus, und die Ouvertüre begann.

Sie war so melodiös, daß das Publikum aufhorchte.

Als König Olafs Lied, das schönste Stück der Oper, in der Ouvertüre auftauchte, steigerte sich die Anteilnahme des Publikums so stark, daß es nach Beendigung der Ouvertüre begeistert applaudierte.

Heyden drückte Rosen stumm die Hand.

Der erste Akt begann.

Nach wie vor gab das Orchester sein Bestes, die Sänger und Sängerinnen wetteiferten miteinander, bis . . . Dalbade als König Olaf auftrat.

Schon nach den ersten Takten, die Dalbade sang, verfinsterte sich Heydens Gesicht, und tiefer Schrecken breitete sich auf des Komponisten Antlitz aus.

Dalbade sang schlecht. Er gab sich nicht die geringste Mühe, aus seiner Partie etwas herauszuholen. Er sang teilweise falsch, setzte verkehrt ein, so daß das Orchester, wenn es der Generalmusikdirektor nicht fest in der Hand gehabt hätte, irre geworden wäre. Die Spieler auf der Bühne wurden verwirrt. Nichts klappte mehr. Es klang stellenweise fürchterlich.

Das Publikum lauschte befremdet. Die Ouvertüre hatte alles erhoffen lassen, und jetzt enttäuschte der erste Akt so stark.

Rosen sah Heyden entsetzt an. Der hatte begriffen, daß Dalbade alles tat, damit die Oper einen Mißerfolg erlitt. Wollte er sich an ihm rächen, der Lump?

Der Vorhang fiel. Nur wenige Hände regten sich zum Applaus.

Als das Licht aufflammte, sah Heyden in das fassungslose Gesicht des Intendanten.

„Ich verstehe nicht!" sagte Stuckbaur bestürzt. „Herr Dalbade singt so schlecht, wie ich ihn noch nie hörte. Gestern bei der Hauptprobe klang der Akt ganz anders."

„Aber ich verstehe, Herr Geheimrat. Dieser Schuft will sich an mir rächen, drum wirft er die Oper um. Das soll ihm nicht gelingen!"

Willmar stand heftig auf und stürzte aus der Loge.

Er lief hinüber zu Miß Astor.

Als er in Sprangers Loge alle begrüßt hatte, bat er Miß Astor, ihm einige Augenblicke Gehör zu schenken.

Sie folgte ihm sofort aus der Loge.

Als sie sich dann gegenüberstanden, nahm er ihre Hände und sah ihr in die Augen.

(Fortsetzung folgt)

Wie die Alten sungen . . .

Erzählung von der Wasserkante von Ernst Römer-Kiel.

Bei Jensens war Großreinemachen. Da stand er überall im Wege, der Peter. Mutter jagte ihn aus der Küche, in den Stuben machten sich seine großen Schwestern zu schaffen. Nein, jetzt könnte er nicht hinein.

„Is ja zu doll mit Euch!" schrie der kleine Mann mit der Nase an der Türritze. „Wo soll ich denn bleiben?" Er ratterte an der Klinke.

„Du — nicht unartig werden, wenn wir Vaters Geburtstag herrichten", warnte Elsbeth von drinnen. „Geh' bis zum Dusterwerden auf die Straße, spiel mit Hannes Wulf."

„Hannes darf nicht mehr 'runter. Ich hab' ihm doch schon vorhin geflötet", beharrte Peter.

„Oder lauf' mal zum Hafen hin", kam es aus der Küche. „Vielleicht bringt Vater einen Dampfer von See rauf. Kannst ihm winken." Die Mädchen lachten.

„Aber nicht zu lange wegbleiben, hörst Du wohl? Klock fünf bist Du wieder hier!"

Der Junge langte sich die Mütze vom Haken. „Is gut, Mutter." Und in derben Schuhen polterte er die Treppe hinunter.

Frau Jensen wandte sich wieder ihrer Arbeit zu. Ueber den Bewegungen ihrer großen, etwas hageren Gestalt lag jenes sinnig Verhaltene, das der niedersächsischen Rasse eignet. Um den herben Mund ging ein Zug, wie ihn Menschen aufweisen, die viel allein sind, viel vor sich hindenken. Ihr Mann war Lotse. Seelotse. Er kreuzte gewöhnlich mit dem Lotsendampfer zwischen den Feuerschiffen, die in der Elbmündung lagen, bis die Belegschaft an die ein- und auslaufenden Schiffe abgegeben war. Wenn er Glück hatte, konnte er so nach zehn, zwölf Tagen mal nach Haus kommen. Wäre ja schön, wenn es morgen zu seinem Geburtstag etwas würde. Kam eben darauf an, wieviel Verkehr es draußen gab.

Peter Jensen stand am Kai und schaute nach den großen Dampfern aus. Die rotgefrorenen Fäuste in die Hosentaschen gebohrt, daß sie sich stramm nach außen beulten, die Wintermütze über den runden Flachskopf gezogen, so stand er trampelnd da und heftete seine geübten Jungensaugen auf die mächtig gebreitete Fläche, wo der Strom im Meere aufging, wo er seiner natürlichen Aufgabe genügt hat, wo er die schwimmenden Sendboten unseres Vaterlandes an die Nordsee abgibt. Aber dieses Meer ist mit nichten die nördliche Begrenzung unseres Landes. Mit dem Deck eines deutschen Schiffes hat man zugleich deutschen Boden unter seinen Füßen.

Das alles dachte Peter nicht. Er stand mit seinen elfjährigen Beinen in der Landschaft, aus der er stammte. Also wollte er Lotse werden wie sein Vater. Solch noch unbewußter Zielstrebigkeit galt jeder Tag, den er lebte; sie sprach vernehmlich aus den blank gescheuerten Augen, die schon sehr ernsthaft aufs Tätige gerichtet waren.

Da kommt wieder ein großer Dampfer die Elbe herauf! Weißer Schornstein mit rotem Top. Junge, Junge, wenn da der Vater an Bord wäre! Könnte doch sein. Sein Vater bekam immer die größten Dampfer zu lotsen.

Peter sah mit begehrlichen Blicken auf das derb gezimmerte Boot, das unten an der Treppe festgemacht war. Ein Riemen lag auch darin. Alles klar, er brauchte nur los zu schippern. Aber Mutter wollte es doch nicht haben? Och, Mutter ist immer so bange. Da ist der Vater ganz anders. Wäre doch fein, wenn er ihn mit der Mütze zuwinken und rufen könnte: „Tag, Vadder! Mach man fix zu, wir warten schon alle!" Viel Ebbe lief wohl noch nicht. Der Dampfer drüben machte ja eine bannige Fahrt dagegen an.

Es trieb den Jungen ins Boot. Wie der Blitz hatte er die Fangleine los genommen und den Riemen ergriffen. Mit glühendem Eifer brachten seine kundigen Arme das Boot hinaus. Dem Dampfer entgegen.

Doch der konnte es besser und war schon lange vorbei, ehe es Peter bis zur Hälfte geschafft hatte. „So'n verdammter Kram", schimpfte der Junge enttäuscht und wie es sich für einen ordentlichen Schiffer gehörte. Er warf seine Mütze ins Boot und strich sich die nassen Haare aus der Stirn. Nun wurde es auch schon dunkel. Da sollte er ja nach Hause kommen! Neuwerk-Leuchtturm war im Gange, das innerste Feuerschiff blinkte auf.

Der kleine Seefahrer sah zu seinem Schrecken, daß er ganz abgetrieben war. Die Ebbe und der auffrischende Ostwind hatten ihn weit hinaus genommen. Ein heftiger Schneeschauer fegte über die Elbe hin, die einbrechende Finsternis saugte das Land drüben auf. Ein Dampfer tutete Warnungssignale. Irgendwo ein Mövenschrei. Der harte Ebbstrom gurgelte am Boot vorbei, in dem sich der kleine Kämpfer mit Tränen der Verzweiflung abmühte.

Peter war allein. Er wußte nur, daß er in die Nordsee hinaus trieb. Auf die Sände. Ins Verderben. Welt und Menschen hatten ihn vergessen. — —

„Na endlich!" knurrte Kapitän Puttfarken und nahm das Doppelglas von den Augen. „Jetzt hat uns der Lotsendampfer gesehen. — Maschine langsam voraus! Fallreep klar an Backbordseite, zum Lotsenübernehmen!"

Der wachhabende Offizier löschte das Flackerfeuer, das er zur Erregung der Aufmerksamkeit seitwärts über die Kommandobrücke gehalten hatte. Mit dem Verschwinden der magischen Leuchte fielen die Umrisse des Frachtdampfers in die Dunkelheit der unsichtigen Nacht zurück.

Wenig später hämmerte der starke Motor des Lotsenbootes heran. Eine Leine flog hinunter, der Lotse warf sein Wachstuchbündel über die Schulter, erfaßte mit zünftigem Schwung das herabhängende Fallreep und kletterte an Bord. Stieg zur Kommandobrücke hinauf.

„'n Abend, Kaptän. Jensen ist mein Name." Ein Blick in den Kompaß. „Können erst mal Ost zum Süden weitersteuern. Ja?"

„'n Abend, Lotse. — Kaptän Puttfarken. — Haben Sie mein Schiff nicht schon früher mal gehabt?" Und zum Rudersmann: „Ost zum Süden ist Kurs!"

Jensen rieb sich die Hände, während er ein paar Schritte hin und her stapfte. „Schlechtes Wetter, Kaptän, was? Schnee, Hagel, scharfer Ostwind — und kein Grog. Na, wir haben uns schon so'n Stück Beruf ausgesucht. — Halben Strich Backbord!"

„Tja", machte Puttfarken. „Nun sitzt das zu Hause um den Tisch und denkt: Könnte Vater nicht schon heute hier sein? Es hat vorgestern so schändlich geweht in der Nordsee, sonst hätte es fein geklappt."

Da kann ich ja von Glück sagen, wollte der Lotse erwidern, jetzt schiebt uns die Flut mit, und in zwei Stunden haben wir Cuxhaven. Und ich werde abgelöst. — Plötzlich meldete der Ausguckmann in höchster Erregung von vorn: „Boot dicht voraus! Ganz dicht voraus!"

„Hart Steuerbord! . . . die verdammten Fischer — wieder keine Laterne im Boot . . . können Sie was sehen, Lotse? Kommen wir frei? . . ."

Das Boot schrammte an der Bordwand des Dampfers vorbei, eine dünne Kinderstimme schrie von unten herauf gellend um Hilfe.

„Du Dunnerslag, Du Dunnerslag!"

Vater Jensen stützte sich aufs Brückengeländer. Die Kniekehlen bebten ihm ein wenig. Er riß seinen Jungen in die Höhe, drückte ihn an sich, schüttelte ihn durch. „Die Jack' müßte ich Dir vollhauen, Du Deuwelsjung! Wenn die Ebbe Dich nun auf Scharhörn gesetzt hätte?"

Peter Jensen, der Lotsenanwärter, hatte die letzten Tränen hinunter geschluckt und versicherte ernsthaft: „Och, Vadder, da war ja schon wieder die Flut im Gange. Die mußte mich doch aufs Feuerschiff zusetzen."

„Nu kiek einer an, Du bist ja'n höllisch klugen! Und wenn wir Dich nun mit unserm Dampfer auf die Hörner genommen hätten und Du wärst vertrunken wie 'ne junge Katz', in dem eisigen Wasser?"

Sagte Kapitän Puttfarken bedächtig: „Da hat ja woll der Herrgott seinen kleinen Finger dazwischen gehalten."

Der Seelotse Jensen ließ den Kurs auf das nächste Feuerschiff nehmen. Von Steuerbord her grüßten die ersten Lichter von Cuxhaven.